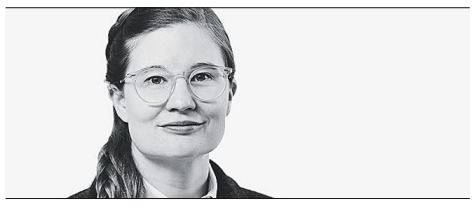
Gastkolumne

Ein schlechter Witz, und schon drehen alle durch



ILLUSTRATION: GABI KOPP

Klar, die Videos der deutschen Schauspieler waren nicht lustig. Aber wieso sind die Grenzen des Erlaubten plötzlich so eng?



Claudia Franziska Brühwiler

Niemand brachte die Mechanismen dieser deutschen Debatte und die Überforderung ihrer Impulsgeber besser auf den Punkt als das Satiremagazin «Titanic»: «Deutsche Schauspieler/innen wurden kollektiv überschätzt. Als Strafe für die Aktion sollte Jan Josef Liefers nächste Woche in ein halbes Dutzend Talkshows eingeladen werden.» Tatsächlich musste sich der für seine Rolle als schnöseliger Rechtsmediziner im Münsteraner «Tatort» bekannte Liefers in vielen Medien erklären und rechtfertigen für seinen Beitrag an einer satirisch gemeinten Aktion.

Unter dem Hashtag «allesdichtmachen» nahmen fünfzig Schauspieler die Pandemiepolitik der deutschen Regierung und die Berichterstattung dazu aufs Korn. Diese sei, so der Tenor ihrer Beiträge, alarmistisch und einseitig, neige zur Vorverurteilung von Andersdenkenden und sei herablassend. Obschon sich die Urheber mit dem Nachsatz «Übrigens: #FCKNZS» nach rechts abzugrenzen versuchten, folgte der unerwünschte Applaus just aus dem rechten Eck besonders laut. Was folgte, hat die Köpfe hinter der Aktion offenbar überrascht – und überfordert: eine Welle der Empörung, mit Verurteilungen aus Politik, Kultur und Medien.

Berufsprovokateure wie Jan Böhmermann (der in dieser Debatte freilich auf der Gegenseite steht) würden sich nun genüsslich in den Sturm stellen, den sie gesät haben, und triumphieren, dass ihre Aktion genau jene Reaktionen provoziert habe, die sie kritisierten. Hier war indessen wohl nur ein kleiner Luftstoss gewünscht worden, weswegen sich die Beteiligten verdattert die Augen rieben und wenig Spass an der Kontroverse fanden. Einige unter ihnen, sonst offensichtlich an Lob für ihr soziales Engagement gewohnt, waren schockiert, wie schnell jeder einmal der falschen Seite zugeordnet werden kann – und mit welchen Folgen. Wem attestiert wird, die Videos seien «wie gemacht für Resonanz im (rechten) Todeskult» («Die Zeit»), der ist nicht mehr Teil einer Debatte, sondern findet sich auf der Anklagebank.

Unbestritten: Wenn «Tatort»-Kommissar Richy Müller die «Tütenatmung» anpreist, während Covid-Patienten intubiert werden müssen und Genesene teils monatelang noch nach Luft ringen – dann braucht man sich nicht lange über Geschmack, mangelnde Empathie und schlichte Dummheit des Beitrags zu unterhalten. Bezeichnenderweise offenbarte sich dem Darsteller die Parallele zwischen Sketch und tragischer Realität erst, als ihm diese vom Publikum auf Twitter vorgehalten wurde. Er selbst und sein Umfeld hätten den Beitrag witzig gefunden. Müller hat dann versucht, sich der Anklage zu entziehen, indem er – wie «Tatort»-Kolleginnen Ulrike Folkerts und Meret Becker – sein Video löschen liess. Wer sich zuerst mutig gefühlt haben muss, gab sich bald reumütig, auch aufseiten der Kritiker. So krebste ein Rundfunkrat des Westdeutschen Rundfunks auf Twitter schnell wieder von seiner Forderung zurück, die öffentlichrechtlichen Sender sollten die beteiligten Schauspieler nicht mehr engagieren. Auf beliebte «Tatort»-Rechtsmediziner, -Kommissare und andere Quotengaranten wird ungern verzichtet.

> Diese Satire-Debatte mutet seltsam an in einem Land, das 2016 Jan Böhmermanns Schmähgedicht mehrheitlich als Ausdruck der Kunst- und Meinungsfreiheit feierte.

Nun diskutiert Deutschland in den Feuilletons, auf Twitter und in Talkshows über Sinn und Grenzen der Satire, über Privilegien und über Abgehobenheit in der Pandemie. Diese Satire-Debatte mutet seltsam an in einem Land, das 2016 Jan Böhmermanns Schmähgedicht mehrheitlich als Ausdruck der Kunst- und Meinungsfreiheit feierte und jeden, der die Aktion für ehrverletzend und geschmacklos hielt, als humorlosen Feind des Liberalismus und Freund Recep Tayyip Erdogans abtat. Wenn es um die Pandemie geht, sind die Grenzen des Erlaubten enger.

Wie vielen, die an der Angemessenheit diverser Pandemiemassnahmen Zweifel äussern, wird den Beteiligten vorgeworfen, das Leid der Erkrankten, die Toten und ihre Hinterbliebenen auszublenden. Wer über die weitreichenden Folgen jenseits der gesundheitlichen Lage ebenfalls diskutieren will, der endet alsbald in unguter Gesellschaft. Und wer genau diese Dynamik anprangert, muss zusehen, wie aus einem satirisch gemeinten Einwand Realsatire wird.

Dieser Spirale entkommen Beteiligte normalerweise nur, indem sie sich der Debatte entziehen, schweigen und den Sturm aushalten, wohlwissend, dass in dem Getöse keine Zwischentöne ankommen. Die Aktion «allesdichtmachen» hat es zwar selbst verfehlt, in der ursprünglichen Ausführung diese Zwischentöne laut genug anzustimmen – vereint hätten die Schauspieler diese im Nachgang aber durchaus hören lassen können. Wenn sie Standfestigkeit gezeigt hätten.

Claudia Franziska Brühwiler lehrt an der Universität St. Gallen Amerika-Studien.

Medienkritik

Das liebste Thema urbaner Journalisten



Felix E. Müller

Kein Schultyp steht journalistisch unter stärkerer Beobachtung als das Gymnasium. Warum ist das so? Ganz einfach: Im Leben urbaner Journalistinnen und Journalisten kommt unweigerlich der Moment, an dem die eigenen Kinder an der Schwelle zur Oberstufe stehen. Da keimt bei vielen mit Macht der Wunsch, dass der Sohn oder die Tochter den Sprung ans Gymnasium schaffe. Und parallel dazu nimmt bei ihnen das berufliche Interesse am Gymnasium rapide zu.

Dieses gilt als Pforte, welche die Kinder auf dem Weg zu einer guten Zukunft unbedingt passieren sollten. In den urbanen Gebieten ist diese Überzeugung besonders ausgeprägt, weil hier überdurchschnittlich viele Hochschulabsolventen wohnen. Deshalb berichten die Medien gerne über alle Aspekte des Gymnasiums, über Aufnahmeprüfungen, Korrekturen, Durchfallquoten, Klasseneinteilungen, Nachhilfekurse. Über Letzteres besonders gern, weil das Thema für die politische Linke mit dem Verdacht aufgeladen ist, der Zugang zum Gymnasium falle Wohlhabenden leichter.

Im journalistischen Interesse am Gymnasium widerspiegelt sich der hohe gesellschaftliche Stellenwert, den universitäre Bildung heute im rot-grünen Milieu geniesst. Eltern gelten als besonders verantwortungsvoll, wenn sie sich intensiv darum bemühen, ihre Kinder auf diesen Bildungsweg einzuspuren. Das erfordert, möglichst gut informiert zu sein darüber, was an den Gymnasien läuft. Darum geniessen diese Artikel so hohe Einschaltquoten.

Theoretisch lobt der urbane Journalist das duale Bildungssystem, preist dessen Durchgängigkeit und hat in seinen beruflichen Anfangsjahren auch schon vor dem Gymi-Hype gewarnt. Praktisch bewirken seine Artikel übers Gymnasium das Gegenteil, was ihm aber verziehen sei. Denn für seine Kinder das Beste zu wollen, ist sicher nicht falsch.

Felix E. Müller ist Senior Advisor des SEF und daneben publizistisch tätig.

51 Prozent

Umzugslektionen



Nicole Althaus

Ich bin umgezogen. Nach achtzehn Jahren kinderbedingter Zwangssesshaftigkeit habe ich Hirn, Herz und Reflexe einer Flexibilisierungskur unterzogen. Und ich muss gestehen – alle drei sind reichlich träge geworden. Zwei Parkbussen innert drei Tagen habe ich mir eingehandelt, weil mein Hirn sich nicht merken kann, dass die blaue Zone leider kein Privatparkplatz ist. Reflexartig greife ich morgens nach rechts, wenn der Wecker klingelt, und schlage mir den Ellenbogen an der Wand an.

Was so ein Umzug mit dem Herzen anstellt, kann ich hier nicht im Detail schildern, sonst bleiben alle sesshaft, und die bezahlbare Wohnung mit Stuckdecken, Parkettböden und grosser Dachterrasse an der Schipfe, auf die ich ewig warten werde, wird nie frei. Nur so viel: Zügeln nach so vielen Jahren ist, als ob einem das Leben im Zeitraffer noch einmal passierte – mit allen schönen und weniger schönen Momenten. Man wühlt sich durch die Sedimente seiner Familienexistenz, findet das Döschen mit den Milchzähnen der Kinder, die unter Schulaufsicht verfassten Muttertagsschreiben, Briefe längst verdrängter Bekanntschaften. Man kommt beim Packen nicht vom Fleck, weil man im emotionalen Erinnerungssturm zwischen Lachen und Tränenhinunterschlucken hin- und hergerissen und von den Familienmitgliedern in die Vergangenheit entführt wird.

«Weisst du noch?», ruft die Tochter und streckt mir die Folterinstrumente entgegen, die ebenfalls im Keller überlebt haben: eine mit Reis gefüllte und mit Filzblumen verzierte Aludose, eine selbst bemalte Fasnachtsrätsche, eine Trillerpfeife. Sie wecken erfolgreich verdrängte Erinnerungen an die musikalische Früherziehung, die wir gemeinsam besucht haben. Hier muss ich ganz kurz einwerfen, dass ich der Jüngeren dieselbe mütterliche Sonderaufmerksamkeit habe angedeihen lassen wollen, in deren Genuss auch die Ältere kam, mich aber nicht nochmal zu zwei Semestern Muki-Turnen überwinden konnte. Die Tochter war vier, als wir den Kurs besuchten, in welchem dem Kind in didaktischer Begleitung etwas beigebracht wurde, was es besser gar nie gelernt hätte: Musik beziehungsweise das, was Kleinkinder darunter verstehen.

Harmonie entstand in den Kursstunden nur, wenn jeder Jungmusiker das Instrument bekam, das er wollte. Also nie. Den Ton gab der mit der Trillerpfeife und dem längsten Atem an. Die Tochter war damals viel zu klein und zu langsam, um irgendein Instrument abzukriegen, das attraktiv, weil laut war. Meist blieb ein Triangel übrig oder, schlimmer noch, eine Blockflöte, die von der eingetrockneten Kinderspucke so heiser war, dass man ihr auch mit langem Atem kaum ein Geräusch, geschweige denn einen Ton zu entlocken vermochte.

Meine Kleine konnte sich also kein Gehör verschaffen, was die Stunden nach der musikalischen Früherziehung regelmässig in ein Heulkonzert verwandelte. Doch weil sie ein ausgesprochen ehrgeiziges Kind war, übte sie zu Hause. Mit Inbrunst und der Pfeife zuerst, dann entdeckte sie, dass sich der Lärmpegel wesentlich steigern liess, wenn man Rätsche und Reistrommel beizog. Das war früherzieherisch gesehen eine durchaus erfreuliche Erkenntnis, führte aber zu innerfamiliären Dissonanzen. Ausserdem zeigten die Nachbarn für den frühmusikalischen Ehrgeiz der Tochter wenig Musikgehör.

> Zügeln nach so vielen Jahren ist, als ob einem das Leben noch einmal passierte – mit allem Schönen und weniger Schönen.

Immerhin war Töchterchens Hirn nach ein Paar Lektionen so weit gereift und vernetzt, dass sie eines Freitags die eigenen Instrumente in den Unterricht schmuggelte und im Kurs dank Pfeife und Rätsche plötzlich die erste Geige spielte. Nach diesem Triumph verlor sie das Interesse an der musikalischen Früherziehung auf der Stelle.

Gedankenverloren wollte ich das Folterwerkzeug gerade auf den Haufen für die Entsorgung werfen, als die Tochter beschloss, die Schlüsselinstrumente der kindlichen Lektion in Durchsetzungsvermögen in den neuen Keller zu zügeln. Verarbeiten sei besser als Verdrängen, meinte sie dazu lapidar. Ich werde sie daran erinnern, wenn sie auszieht.

Nicole Althaus ist Chefredaktorin Magazine bei der «NZZ am Sonntag».